

Sonderdruck aus:

# Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung

Ulrich Beck

Perspektiven einer kulturellen Evolution der Arbeit

17. Jg./1984

**1**

## **Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (MittAB)**

Die MittAB verstehen sich als Forum der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung. Es werden Arbeiten aus all den Wissenschaftsdisziplinen veröffentlicht, die sich mit den Themen Arbeit, Arbeitsmarkt, Beruf und Qualifikation befassen. Die Veröffentlichungen in dieser Zeitschrift sollen methodisch, theoretisch und insbesondere auch empirisch zum Erkenntnisgewinn sowie zur Beratung von Öffentlichkeit und Politik beitragen. Etwa einmal jährlich erscheint ein „Schwerpunktheft“, bei dem Herausgeber und Redaktion zu einem ausgewählten Themenbereich gezielt Beiträge akquirieren.

### *Hinweise für Autorinnen und Autoren*

Das Manuskript ist in dreifacher Ausfertigung an die federführende Herausgeberin Frau Prof. Jutta Allmendinger, Ph. D. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 90478 Nürnberg, Regensburger Straße 104 zu senden.

Die Manuskripte können in deutscher oder englischer Sprache eingereicht werden, sie werden durch mindestens zwei Referees begutachtet und dürfen nicht bereits an anderer Stelle veröffentlicht oder zur Veröffentlichung vorgesehen sein.

Autorenhinweise und Angaben zur formalen Gestaltung der Manuskripte können im Internet abgerufen werden unter [http://doku.iab.de/mittab/hinweise\\_mittab.pdf](http://doku.iab.de/mittab/hinweise_mittab.pdf). Im IAB kann ein entsprechendes Merkblatt angefordert werden (Tel.: 09 11/1 79 30 23, Fax: 09 11/1 79 59 99; E-Mail: [ursula.wagner@iab.de](mailto:ursula.wagner@iab.de)).

### **Herausgeber**

Jutta Allmendinger, Ph. D., Direktorin des IAB, Professorin für Soziologie, München (federführende Herausgeberin)  
Dr. Friedrich Buttler, Professor, International Labour Office, Regionaldirektor für Europa und Zentralasien, Genf, ehem. Direktor des IAB  
Dr. Wolfgang Franz, Professor für Volkswirtschaftslehre, Mannheim  
Dr. Knut Gerlach, Professor für Politische Wirtschaftslehre und Arbeitsökonomie, Hannover  
Florian Gerster, Vorstandsvorsitzender der Bundesanstalt für Arbeit  
Dr. Christof Helberger, Professor für Volkswirtschaftslehre, TU Berlin  
Dr. Reinhard Hujer, Professor für Statistik und Ökonometrie (Empirische Wirtschaftsforschung), Frankfurt/M.  
Dr. Gerhard Kleinhenz, Professor für Volkswirtschaftslehre, Passau  
Bernhard Jagoda, Präsident a.D. der Bundesanstalt für Arbeit  
Dr. Dieter Sadowski, Professor für Betriebswirtschaftslehre, Trier

### **Begründer und frühere Mitherausgeber**

Prof. Dr. Dieter Mertens, Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Karl Martin Bolte, Dr. Hans Büttner, Prof. Dr. Dr. Theodor Ellinger, Heinrich Franke, Prof. Dr. Harald Gerfin, Prof. Dr. Hans Kettner, Prof. Dr. Karl-August Schäffer, Dr. h.c. Josef Stingl

### **Redaktion**

Ulrike Kress, Gerd Peters, Ursula Wagner, in: Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit (IAB), 90478 Nürnberg, Regensburger Str. 104, Telefon (09 11) 1 79 30 19, E-Mail: [ulrike.kress@iab.de](mailto:ulrike.kress@iab.de); (09 11) 1 79 30 16, E-Mail: [gerd.peters@iab.de](mailto:gerd.peters@iab.de); (09 11) 1 79 30 23, E-Mail: [ursula.wagner@iab.de](mailto:ursula.wagner@iab.de); Telefax (09 11) 1 79 59 99.

### **Rechte**

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion und unter genauer Quellenangabe gestattet. Es ist ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages nicht gestattet, fotografische Vervielfältigungen, Mikrofilme, Mikrofotos u.ä. von den Zeitschriftenheften, von einzelnen Beiträgen oder von Teilen daraus herzustellen.

### **Herstellung**

Satz und Druck: Tümmels Buchdruckerei und Verlag GmbH, Gundelfinger Straße 20, 90451 Nürnberg

### **Verlag**

W. Kohlhammer GmbH, Postanschrift: 70549 Stuttgart; Lieferanschrift: Heßbrühlstraße 69, 70565 Stuttgart; Telefon 07 11/78 63-0; Telefax 07 11/78 63-84 30; E-Mail: [waltraud.metzger@kohlhammer.de](mailto:waltraud.metzger@kohlhammer.de), Postscheckkonto Stuttgart 163 30. Girokonto Städtische Girokasse Stuttgart 2 022 309. ISSN 0340-3254

### **Bezugsbedingungen**

Die „Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung“ erscheinen viermal jährlich. Bezugspreis: Jahresabonnement 52,- € inklusive Versandkosten: Einzelheft 14,- € zuzüglich Versandkosten. Für Studenten, Wehr- und Ersatzdienstleistende wird der Preis um 20 % ermäßigt. Bestellungen durch den Buchhandel oder direkt beim Verlag. Abbestellungen sind nur bis 3 Monate vor Jahresende möglich.

### **Zitierweise:**

MittAB = „Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung“ (ab 1970)  
Mitt(IAB) = „Mitteilungen“ (1968 und 1969)  
In den Jahren 1968 und 1969 erschienen die „Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung“ unter dem Titel „Mitteilungen“, herausgegeben vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit.

**Internet:** <http://www.iab.de>

# Perspektiven einer kulturellen Evolution der Arbeit

Ulrich Beck

Dieser Essay verlängert die in den siebziger Jahren bewußt gewordene „stille Revolution“ (Inglehart) in den Wertorientierungen und Lebensstilen jüngerer und besser ausgebildeter Menschen in die Zukunft und fragt nach den Konsequenzen, die sich aus diesem Strukturwandel in den Lebensformen und -Orientierungen für die Ansprüche an Erwerbsarbeit und die Gestaltung von Arbeitsbedingungen und Arbeitsinhalten ergeben können. Diese Projektion wird in drei Schritten entworfen und veranschaulicht.

Als Ausgangspunkt wird *erstens* gezeigt, wie der Fortschrittsgedanke, der in der Bundesrepublik und den anderen westlichen Industriestaaten bis in die sechziger Jahre hinein selbstverständlich Geltung besaß, als eine Verzahnung individueller, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Zukunftsentwürfe gesehen werden kann.

Dies ändert sich *zweitens* erst dort, wo diese Fortschrittsharmonie sich aufzulösen beginnt und das, was als Inhalt, Ziel, Kriterium von „Fortschritt“ gilt, mehr und mehr kontrovers beurteilt wird. Erst in diesem Stadium eines aufbrechenden Dissens persönlicher und gesellschaftlicher Zukünfte tritt überhaupt der Einfluß kultureller Erwartungen und Normen auf die Gestaltung von Wirtschafts- und Arbeitsprozessen erneut in seiner Bedeutung hervor.

Zum eigentlichen Durchbruch kommt *drittens* die kulturelle Evolution der Arbeit aber erst dort, wo die aufbrechenden Zukunftsgefährdungen einen Grad von Dringlichkeit und Unaufschiebbarkeit erhalten, der vergleichbar ist mit dem Druck, der sich aus der materiellen Verelendung breiter Teile der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert ergab. Erst in dem Maße, in dem die aufbrechenden Zukunftsfragen in gegenwärtige Existenzbedrohungen umschlagen, wie dies ansatzweise heute in Auseinandersetzungen um die Zerstörung der Umwelt, Entwicklung und Einsatz von Atomenergie und Atomwaffen hervortritt, werden die Reichweite und das Veränderungspotential der „kulturellen Evolution“ der Arbeit in ihrem ganzen Ausmaß sichtbar: Begriff und Kriterien von „Fortschritt“ und „Modernität“ beginnen sich selbst zu ändern und mit ihnen Inhalte, Ziele und Organisationsformen gesellschaftlicher Arbeit.

## L

Wenn heute die Beschäftigung mit der gesellschaftlichen Zukunft Hochkonjunktur hat, so ist dies das sicherste Anzeichen dafür, daß etwas brüchig geworden ist: der bislang Zukunftsstabilisierende Fortschrittsglaube selbst. Solange die Menschen die lästige Frage, die sich jeder neuen Generation stellt: und was machen wir nun? nach dem Muster des Fortschrittsgedankens beantworten, also: laßt uns, was wir haben verbessern, erweitern, vergrößern, vervielfachen (statt einem Auto pro Familie zwei. . .), ist eine Beschäftigung mit der gesellschaftlichen Zukunft ebenso möglich wie überflüssig. Möglich ist sie, weil Zukunft in der Kontinuität von Vergangenheit und Gegenwart gedacht wird und aus demselben Grund ist sie auch mehr oder weniger irrelevant. Wie vieles andere auch wird Zukunft erst dort zum Thema, wo sie problematisch wird. Das Wälzen von Zukunftsfragen ist in diesem Sinne ein Maß dafür, daß die Vergangenheit die Determinationskraft für die Gegenwart verliert. An ihre Stelle tritt die Zukunft, damit aber etwas Nichtexistentes, Konstruiertes, Fiktives als „Ursache“ gegenwärtigen Erlebens und Handelns. Wir werden heute aktiv, um die Probleme oder Krisen von morgen und übermorgen zu verhindern, abzumildern, Vorsorge zu leisten oder eben gerade nicht. Gefährdungen der Zukunft beeinflussen gegenwärtiges Planen und Entscheiden, beeinträchtigen das Lebensgefühl und die Lebenslage der Menschen heute: In Modellrechnungen „prognostizierte“ Arbeitsmarktengpässe wirken unmittelbar auf das Bildungsverhalten zurück; antizipierte, drohende Arbeitslosigkeit ist eine wesentliche Determinante der gegenwärtigen Lebenslage und Lebensbefindlichkeit; die prognostizierte Zerstörung der Umwelt und die atomare Bedrohung versetzt eine ganze

Gesellschaft in Unruhe und vermag große Teile der jungen Generation auf die Straße zu treiben. Es bedarf keiner besonderen Vorliebe für paradoxe Formulierungen, um dies zu der These zusammenzuziehen, daß wir es in der Auseinandersetzung mit der Zukunft mit einer „projizierten Variable“, einer „projizierten Ursache“ gegenwärtigen (persönlichen und politischen) Handeln zu tun haben, deren Relevanz und Bedeutung direkt proportional zu ihrer Unberechenbarkeit steigt, und die wir erfinden, entwerfen (müssen), um unser gegenwärtiges Handeln zu bestimmen und zu organisieren.<sup>1)</sup>

Gefährdungen der Zukunft, ihr Offen- und Unsicherwerden ist in diesem Sinne ein wesentlicher Maßstab für die *Instabilität*, aber auch für die *Geschichtlichkeit* einer Gesellschaft, für ihre Krisenhaftigkeit, aber auch für ihren politischen Charakter, für die in ihr aufbrechenden Wert- und Zielkonflikte, Handlungszwänge und -chancen. Die Gegenwart der Gesellschaft begibt sich in Abhängigkeit von etwas, das weder wahrgenommen, noch (kausal) erklärt werden kann, weil es schlicht und einfach nicht existiert und damit irgendwie den Charakter des Fiktiven nie abzuschütteln vermag, dennoch brennend aktuell ist und gleichsam physisch erlebt wird (Angst!) und gegenwärtiges Handeln in einem Ausmaß zu aktivieren vermag, das wissenschaftliche Aussagen über Gegenwart und Vergangenheit nur selten erreichen. Die Zukunft wird in dem Maße, in dem sie offen, gefährdet und unsicher wird, zu einem neuartigen, zentralen „Kampfschauplatz“ für die Infragestellung und Umgestaltung der gegenwärtigen Gesellschaft. Die These der kulturellen Evolution der Arbeit, die in diesem Essay ausgearbeitet werden soll, meint in diesem Sinne gerade die Verflüchtigung einer prognostizierbaren Zukunft und das Aufbrechen und Virulentwerden von Zukunftskonflikten in Prozessen gesellschaftlicher Arbeit selbst. Dieser Zusammenhang von Kultur und Arbeit soll in drei (idealtypisch gegeneinander abgehobenen) Entwicklungsstufen und -Stadien erläutert und entfaltet werden:

<sup>1)</sup> Damit gilt die Einsicht, die Jean-Paul Sartre ganz allgemein formuliert hat, heute mit besonderer Dringlichkeit: „Solange man die Zukunftsstruktur einer bestimmten Gesellschaft nicht studiert, läuft man Gefahr, überhaupt nichts vom Sozialen zu verstehen“. (Marxismus und Existentialismus, Reinbek 1974, S. 79).

*Erstens* möchte ich zeigen – gleichsam als Hintergrundfolie meiner Argumentation –, wie der Fortschrittsgedanke, der in der Bundesrepublik und den anderen westlichen Industriestaaten bis in die 60er Jahre hinein Geltung besaß, als eine Verzahnung individueller, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Zukunftsentwürfe gesehen werden kann. Der Rahmen der Zukunft ist damit in der Kontinuität von Vergangenheit und Gegenwart vorgegeben; Zukunft ist unter diesen Bedingungen im programmatischen Sinne kein Thema und kein Problem.

Dies ändert sich *zweitens* erst dort, wo diese Fortschrittsharmonie sich aufzulösen beginnt und das, was als Inhalt, Ziel, Kriterium von „Fortschritt“ gilt, mehr und mehr kontrovers beurteilt wird. Erst unter diesen Bedingungen eines aufbrechenden Dissens persönlicher und gesellschaftlicher Zukünfte tritt überhaupt der Einfluß kultureller Erwartungen und Normen auf die Gestaltung von Wirtschafts- und Arbeitsprozessen in seiner Bedeutung hervor. Wenn man so will, kann man sagen, daß der Zusammenhang zwischen der protestantischen Ethik und dem kapitalistischen Wirtschaftshandeln, den *Max Weher* aufgezeigt hat, dort noch einmal seine Bedeutsamkeit unter Beweis stellt, wo er sich auflöst und damit zugleich seine Fortschreibung unter anderen Prämissen und mit anderen Konsequenzen erzwingt. Eine solche Interpretation legt die Entwicklung in dem vergangenen und dem kommenden Jahrzehnt in der Bundesrepublik, aber auch in anderen westlichen Industriestaaten, nahe.

Zum eigentlichen Durchbruch kommt *drittens* die kulturelle Evolution der Arbeit aber erst dort, wo die aufbrechenden Zukunftsgefährdungen einen Grad von Dringlichkeit und Unaufschiebbarkeit erhalten haben, der vergleichbar ist mit dem Druck, der sich aus der materiellen Verelendung breiter Teile der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert ergab. Erst in dem Maße, in dem die aufbrechenden Zukunftsfragen in *gegenwärtige Existenzbedrohungen* umschlagen – wie dies ansatzweise heute in den Auseinandersetzungen um die Zerstörung der Umwelt, Entwicklung und Einsatz von Atomenergie und Atomwaffen, Medizinkritik, Expertenkritik, Bürokratiekritik etc. hervortritt – werden die Reichweite und das Veränderungspotential der kulturellen Evolution der Arbeit in ihrem ganzen Ausmaß sichtbar werden: Begriff und Kriterien von „Fortschritt“ und „Modernität“

<sup>2)</sup> Im Folgenden wird diese Perspektive bewußt vereinfacht fortgeschrieben. Ohne den vielfältig bestehenden Wechselwirkungen zwischen Kultur, Arbeit und Wirtschaft nachzugehen und ohne nach der „materiellen Bedingtheit“ der skizzierten „kulturellen Evolution“ und der dahinterliegenden „gesellschaftlichen Verhältnisse“ zu fragen, werden – sehr schematisch – drei verschiedene Entwicklungsstadien des kulturellen Systems in ihren Konsequenzen für die Gestaltung industrieller Arbeit analysiert. Damit soll nicht etwa behauptet werden, daß Kultur Arbeitsverhältnisse „determiniert“ (ähnlich wie dies für technische und ökonomische Entwicklungen beansprucht wird). Sondern es soll exemplarisch eine vergessene Einflußvariable unter den Bedingungen ihrer Veränderung ins Bewußtsein gerückt werden. Kulturelle Einflüsse werden also erst dort evident, wo die historische Symbiose von „protestantischer Ethik und dem Geist des Kapitalismus“ zerbricht. In diesem Sinne wird die These einer kulturellen Evolution der Arbeit, wie sie hier für die Entwicklung der Bundesrepublik vertreten wird, auch für die USA z. B. von Clark Kerr entwickelt: Unter der Überschrift „The Great American Cultural Evolution in the Labor Force“ veranschaulicht Kerr materialreich die These: „A great cultural transformation in attitudes and expectations within the labor force accelerated in the 1960s and 1970s, but its origins long antedated the past two decades“. (Introduction, in: Kerr/Rosow, Hrsg., *Work in America – The Decade AHEAD*, New York/London 1979, S. X). Siehe in demselben Band auch den Beitrag von Amitai Etzioni und insbesondere den von Daniel Jankelovich, in denen ganz parallel zu meinen Ausführungen in Abschnitt II und III argumentiert wird, ohne daß darauf durch extensive „Fußnoterei“ immer hingewiesen wird.

<sup>3)</sup> Neben Weber und Veblen sind hier von sozialwissenschaftlicher Seite insbesondere Emile Durkheim, Georg Simmel und in der Gegenwart u. a. John K. Galbraith und Daniel Bell zu nennen.

beginnen sich selbst zu ändern und mit ihnen Inhalte, Ziele und Organisationsformen gesellschaftlicher Arbeit.

## II.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts stand der kulturelle Einfluß auf das System von Arbeit und Wirtschaft im Zentrum einer Reihe klassischer sozialwissenschaftlicher Studien und Autoren. *Max Weher* wies nach, welche Bedeutung der calvinistischen Religionsethik und der in ihr enthaltenen „innerweltlichen Askese“ für das Aufkommen und die Durchsetzung des „Berufsmenschentums“ und des kapitalistischen Wirtschaftshandeln zukommt. Vor mehr als einem halben Jahrhundert argumentierte *Thorstein Veblen*, daß die Gesetze der Ökonomie nicht konstant gelten und unabhängig begriffen werden können, sondern vollständig gebunden sind an das Wertesystem der Gesellschaft. Wenn soziale Werte sich ändern, müssen ökonomische Prinzipien sich ebenfalls wandeln. Wenn z. B. die Mehrheit der Bevölkerung (aus welchen Gründen auch immer) die Werte des ökonomischen Wachstums ablehnt, wird unser Denken über die Gestaltung von Arbeit, die Kriterien der Produktivität und die Richtung der wirtschaftlichen Entwicklung fragwürdig, und es entsteht ein neuartiger politischer Handlungsdruck. *Weher* und *Veblen* argumentieren in diesem Sinne (in unterschiedlicher Weise), daß Arbeit und Wirtschaft vielfältig und grundsätzlich eingebunden bleiben in das kulturelle Wertesystem, in die vorherrschenden normativen Erwartungen und Wertorientierungen der Menschen.<sup>2)</sup>

Wenn diese im Grunde genommen evidente Einsicht – die auch von einer Reihe anderer Autoren vertreten wurde<sup>3)</sup> – in der Zwischenzeit über Lippenbekenntnisse hinaus kaum praktische Bedeutsamkeit erlangt hat, so dürfte dies zunächst daran liegen, daß das Wertesystem in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg bis in die 60er Jahre hinein – vereinfacht gesprochen – im wesentlichen *stabil* blieb. Eine „Variable“, die konstant ist, tritt nicht ins Blickfeld, ist in diesem Sinne keine „Variable“ und kann daher in ihrer Bedeutung und ihrem Einfluß unerkannt bleiben. Dies ändert sich schlagartig dort, wo diese Stabilität brüchig wird. Erst in seiner Auflösung wird die Bedeutung des kulturell-normativen Hintergrundkonsens für die Gestaltung und Entwicklung industrieller Arbeit gleichsam im Nachhinein sichtbar. Es ist meine These, daß sich diese normativ-kulturelle Stabilität in der Nachkriegszeit bis in die 60er Jahre hinein, in dem *Glauben an den Fortschritt* und in der Realerfahrung von Fortschritten konkretisiert hat. Dieser industrielle Fortschrittskonsens war – selbst über soziale Schicht- und Klassengegensätze hinweg – die entscheidende, kulturelle Hintergrundkonstante für die Gestaltung von Arbeit und Wirtschaft, deren Bedeutung in direktem Verhältnis zu ihrer Selbstverständlichkeit und Unerkanntheit steht. Im Aufschwung der Nachkriegszeit griffen in der Bundesrepublik Deutschland (aber auch in anderen westlichen Industriestaaten) wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und individueller „Fortschritt“ evident ineinander. „Wirtschaftliches Wachstum“, „Produktivitätssteigerungen“, „technische Neuerungen“ waren nicht nur wirtschaftliche Zielsetzungen, die den Eigeninteressen der Unternehmer an Kapitalvermehrung entsprochen, sondern führten, für jedermann sichtbar, zum Wiederaufbau der Gesellschaft und zu wachsenden individuellen Konsumchancen und zu einer „Demokratisierung“ ehemals exklusiver Lebensstandards. Diese Verzahnung von individuellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Interessen und Zielsetzungen im Vollzug des ökonomisch und wissenschaftlich-technisch verstande-

nen „Fortschritts“ gelang auf dem Hintergrund der Kriegszerstörungen und -Verelendungen in dem Maße, in dem der Aufschwung tatsächlich griff und anhielt, der zu verteilende „Kuchen“ also immer größer wurde, und jeder einen Anteil von diesem Zuwachs erhalten konnte (selbst bei konstanten Ungleichheitsrelationen).

Das Wertsystem der Menschen, die Symbole für Erfolge, die Kriterien ihrer Selbstschätzung und Fremdbeurteilung waren unter diesen Bedingungen klar, eindeutig, für alle nachvollziehbar und auf die Kriterien des wirtschaftlichen Erfolgs und der technischen Entwicklung bezogen. In diesem Sinne hatte die Interpretation von „Fortschritt“, die hier vorherrschte, eindeutig Mittelschichtcharakter:

- Das wirtschaftliche Wohlergehen der Kleinfamilie symbolisierte den Erfolg der eigenen Arbeit; die Familie galt als „emotionales Rückzugsmilieu“ in der rauen Welt der Konkurrenz und des Leistungsstresses; sie ist die eigentliche Quelle der Lebensfreude und zugleich der zentrale Raum, in dem „Leben gelebt“ wird.
- Innerhalb der Familie herrscht eine klare geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Die männliche Rolle ist die Rolle des „Brotverdieners“; die Frau findet ihr „Glück“ in dem „Dasein für andere“, in ihrer Rolle als Ehefrau, Mutter, Köchin, Haushälterin etc.
- Konsumartikel und ihre Rangfolge sind klare Indikatoren für persönlichen Erfolg, der individuell und sozial als solcher gewertet wird: Das Einfamilienhaus (mit Garten), das Automobil (differenziert nach Preis, Marke, Benzinverbrauch, Chromteile etc.), Kühlschrank, Waschmaschine, Fernsehapparat (je nach der Rangfolge ihrer technischen Perfektion). In allen diesen Statussymbolen fallen technischer Fortschritt, wirtschaftliches Wachstum und individueller Erfolg exemplarisch zusammen.
- Besondere Merkmale dieser Wertorientierungen und kulturellen Erwartungen sind also zum einen ihre *Marktabhängigkeit* und Marktförmigkeit; Hoffnungen der Menschen und Konsumchancen sind zwei Seiten derselben Medaille, ihre Zukunftserwartungen lassen sich ebensogut in Kategorien von „Marktlücken“ und technischen Innovationen formulieren. Zum anderen ist es der Charakter der *Privatheit*, der zugleich Abweichungen gegenüber traditionellen Normen (in der Sexualität, in der Erziehung etc.) im Zaume hält.
- Beide – Marktförmigkeit und Privatheit – verbürgen in ihrem Zusammenwirken den integrativen, sozialen Charakter dieses Wertsystems. Was als Erfolg gilt und was nicht, ist klar, eindeutig, sozusagen für jedermann greifbar, und damit von hoher sozialer Sichtbarkeit und Verbindlichkeit. Auf diese Weise bleiben für jedermann evident so völlig unterschiedliche Größen wie persönliche und soziale Identität, Erweiterung von Marktchancen und technischer Fortschritt *erlebbar* aufeinander bezogen und ineinander verzahnt. Im Erlebnis des Fortschritts (das u. a. an die Bedingungen ökonomischer Stabilität, die Bildungsexpansion, den Ausbau des Wohlfahrtsstaates gebunden ist) entsteht Raum für eine Sozialverpflichtung, die – über Interessen- und Klassengegensätze hinweg – Individualinteressen, wirtschaftliche Expansion und Gemeinwohl in der Fortschrittsmaxime „Mehr vom Gleichen“ zusammenbindet.

<sup>4)</sup> Zu dieser „Einübung“ in die „industriellen Tugenden“ siehe Vester, M., Die Entstehung des Proletariats als Lernprozeß, Frankfurt 1970 sowie Thompson, E. P., The Making of the English Working Class, London 1963.

Als „kulturelle Hintergrundkonstante“ wirkt dieser industrielle Fortschrittskonsens in vielfältiger Weise in die Gestaltung von Arbeitsprozessen hinein und gibt hier als unerkannte Prämisse uns lange Zeit (historisch bedingt) selbstverständlich erscheinende Handlungsmöglichkeiten vor:

- Er drückt sich zunächst in der (im Zuge des Industrialisierungsprozesses angelernten und erzeugten) „Selbstverständlichkeit“ aus, in der die arbeitende Bevölkerung *einheitliche, allgemeine, standardisierte Regelungen für den Einsatz ihrer Arbeitskraft* akzeptiert:<sup>4)</sup> einheitliche Formen der Entlohnung, die Einheitsnorm der lebenslangen Ganztagsarbeit, Standardisierungen der Arbeitsvollzüge, Arbeitsinhalte, Arbeitsergebnisse etc. Diese im historischen Lernprozessen erworbene, „selbstverständliche Bereitschaft“, eigene Entfaltungsansprüche, Gestaltungsinteressen und Lebensbedürfnisse standardisierten Einheitsregelungen des Arbeitskräfteinsatzes unterzuordnen, nimmt inzwischen ab und zwingt private und staatliche Unternehmen, aber auch Gewerkschaften, zum Umdenken und wirft neuartige Organisationsprobleme auf.
- Der Hintergrundkonsens ermöglicht zugleich eine relativ klare Umfangbestimmung der erwerbstätigen und der erwerbslosen Bevölkerung. Die hierfür infragekommenden sozialen Bezugsgruppen waren relativ klar vorgegeben und berechenbar; es handelte sich im wesentlichen um den „lebenslang, ganztätig erwerbstätigen Ehemann“; Frauen waren in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nur solange erwerbstätig, wie sie unbedingt mußten, d. h. solange keine Kinder da waren und es für die Sicherung des Lebensstandards unmittelbar erforderlich erschien. In dem Maße, in dem auch Mütter Anspruch auf Erwerbsarbeit erheben, indem die Formen der Entlohnung und der Arbeitszeitregelung pluralisiert und individualisiert werden, beginnen einerseits die Grenzen der Erwerbsbevölkerung immer unklarer und unberechenbarer zu werden, andererseits gerät die Einheitsdefinition der Arbeitslosigkeit (mit allen auf ihr beruhenden sozialen und rechtlichen Regelungen) ins Wanken: Ist nicht auch derjenige oder diejenige „arbeitslos“, der/die „nur“ bereit ist nach einem permanent oder vorübergehend auszuhandelnden Plan Teilzeit- oder Ganztagsarbeit wahrzunehmen?
- In dem traditionellen Wertsystem ist die Verausgabung der Arbeitskraft eingebunden in die Vorgaben des männlichen Geschlechtsrollenstereotyps. Die „männliche“ Arbeitskraft dominiert quantitativ und hierarchisch; der Mann verkörpert in seiner Person, Identität und Biographie das „Berufsmenschentum“, das als selbstverständliche Grundlage für die Gestaltung von Arbeitsprozessen dienen kann. Der „Erfolg“ des Mannes ist wesentlich an ökonomischen, beruflichen Erfolg gebunden; erst ein „sicheres Einkommen“ ermöglicht es ihm, dem „Männlichkeitsideal“ des „guten Ernährers“ und „fürsorglichen Ehemannes und Familienvaters“ nachzukommen. In diesem Sinne ist auch die konforme, dauerhafte Befriedigung sexueller Bedürfnisse an ökonomisch meßbaren Erfolg gebunden. Im Umkehrschluß bedeutet dies allerdings auch, daß zur Erreichung dieser Ziele und Erfüllung dieser Erwartungen der Mann „sein Bestes“ in der Arbeit geben muß, Karrierezwänge verinnerlichen, sich selbst verausgaben, ja „ausbeuten“ muß. Diese Struktur des „männlichen Arbeitsvermögens“ ist aber ihrerseits Voraussetzung dafür, daß die betrieblichen Disziplinierungsstrategien von Belohnung und Kontrolle „greifen“. In dem Maße, in dem auch männlicher Erfolg nicht mehr in den Kriterien von Einkommen und Karriere gemess-

sen wird, ändert sich dies radikal. Dort, wo dieser Zusammenhang männlicher Identität, Berufsidentität und Familienidentität gelockert oder durchbrochen wird, können auch Männer andere Ansprüche zulassen und eine neue Einstellung zur Arbeit entwickeln und praktizieren.

### III.

Daß dieses „Status- und konsumorientierte“ Wertesystem und mit ihm der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, individuelle, gesellschaftliche und wirtschaftliche Ansprüche zusammenfassende Fortschrittskonsens im Zerbröckeln ist, diese Tatsache wird heute (mit sehr unterschiedlichen Wertungen und Konsequenzen) in Alltag, Öffentlichkeit, Wissenschaft und Politik nicht mehr bestritten. Man ist sich uneins darüber, wie weit diese kulturelle Evolution tatsächlich reicht, welche Inhalte sie umgreift, welche Bevölkerungsgruppen in welcher Form und mit welchen Reaktionen von ihr erfaßt sind, ob sie ein vorübergehendes oder dauerhaftes, möglicherweise sogar verschärfendes Phänomen ist, wie weit sie also an die Bedingungen der Hochkonjunktur gebunden ist und mit denen der Krise abklingt, wie weit die bisherigen Aussagen überhaupt methodisch angemessen und abgesichert sind usw.<sup>5)</sup> Über diese Unterschiede und Gegensätze hinweg wird jedoch das, was seit Beginn dieses Jahrhunderts Thema moderner Literatur und Malerei ist, der „Zerfall der bürgerlichen Gesellschaft“, inzwischen auch durch die Ergebnisse empirischer Sozialforschung in Gestalt eines tiefgreifenden Umbruchs in den kulturellen Erwartungen und Wertvorstellungen breiter Teile der Bevölkerung bestätigt, einsetzend spätestens zu Beginn der 70er Jahre, und zwar nicht nur in der Bundesrepublik Deutschland, sondern auch in allen anderen westlichen Industrieländern. Als Zwischenergebnis zahlreicher Untersuchungen und Diskussionen faßt *Helmut Klages* die Verlaufsrichtung dieses „Wertwandels“ zusammen: „Eine tendenzielle Rangminderung erfahren bevorzugt solche Werte, welche die Pflicht ethisch begründeter Fügsamkeit und Folgebereitschaft gegenüber fremdgesetzten Ordnungen- und Leistungserwartungen unter Verzicht auf Chancen eigener Antriebsbefriedigung betreffen. Man kann auch sagen, daß es sich hierbei um eine Rückläufigkeit der Askesebereitschaft und -fähigkeit, wie auch der Akzeptanzfähigkeit und -neigung handelt.

<sup>5)</sup> Bahnbrechend für diese Diskussion: Inglehart, Ronald, *The Silent Revolution: Changing Values and Political Styles among Western Publics*, Princeton, 1977; siehe auch Klages, Helmut und Kmiecik, Peter (Hrsg.), *Wertwandel und gesellschaftlicher Wandel*, Frankfurt 1979 sowie die thematisch einschlägigen Beiträge in: Matthes, Joachim (Hrsg.), *Krise der Arbeitsgesellschaft?* Frankfurt 1983 (Themenbereich 2). In den letzten Jahren wurden insbesondere auch methodische Mängel der Untersuchung von Inglehart geltend gemacht: siehe dazu u. a. Kudara, S., *Das Bewußtsein der Deutschen. Empirische Ergebnisse und arbeitssoziologische Argumente zu einigen Interpretationsklischees der Meinungs- und Wertforschung*, München 1982 und Jagodzinski, W., *Die stille Revolution*, Manuskript Köln 1983.

<sup>6)</sup> Klages, Helmut, *Wertwandel und Gesellschaftskrise in der sozialstaatlichen Demokratie*, in: Matthes, a.a.O., S. 341.

<sup>7)</sup> Dies wird ausführlich dargelegt in Beck, Ulrich, *Jenseits von Stand und Klasse? Soziale Ungleichheiten, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Identitäten und Formationen*, in: Kreckel, Reinhard (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten*, Sonderband 2 der *Sozialen Welt*, Göttingen 1983, S. 35-74; für entsprechende Entwicklungen in der Arbeiterschaft: Mooser, Josef, *Auflösung des proletarischen Milieus; in dem weiblichen Lebenszusammenhang: Beck-Gernsheim, Elisabeth, Vom ‚Dasein für andere‘ zum Anspruch auf ein ‚Stück eigenes Leben‘*; in der Jugendphase: Fuchs, Werner, *Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie? – alle in Sozialer Welt*, Heft 3/1983. — Der Terminus der „Individualisierung“ ist zweifellos ein schillernder und leicht mißverständlicher Begriff. So wie er hier verwendet wird, ist damit gerade nicht eine späte Generalisierung des legendären „bürgerlichen Individuums“ gemeint, sondern die Auflösung sozial wahrnehmbarer und erlebbarer Klassenkulturen und eine neuartige, z. T. sehr viel direktere und ungeschützte, durchaus widersprüchliche Vergesellschaftung der Individuen unter wohlfahrtsstaatlich abgesicherten Arbeitsmarktbedingungen; siehe dazu ausführlich die angegebene Literatur.

Nochmals abkürzend mag man sagen, daß das ‚protestantische Ethos‘ im Abklingen ist, das *Max Weber* noch als ein durch den Modernisierungsprozeß garantiertes ‚stahlhartes Gehäuse‘ anzusprechen bereit war. Eine Rangerhöhung erfahren demgegenüber alle diejenigen Werte, welche die Geltungmachung von Selbstentfaltungsbefürfnissen und von Bedürfnissen nach selbstbezogenen Erfüllungserlebnissen begünstigen, handle es sich hierbei nun um das Ausagieren eigener Kompetenz, um das Ausleben emotionaler Strebungen und Bedürfnisse, oder auch um die Verwirklichung von Zielen der idealen Welt- und Gesellschaftsgestaltung, mit denen man sich ganz persönlich ‚identifiziert‘.<sup>6)</sup>

Gegenüber diesen Ergebnissen der Meinungsforschung kann man immer geltend machen, daß in ihnen zwar Änderungen in den Werthaltungen und -Orientierungen der Menschen, nicht aber in ihrem *Verhalten* zum Ausdruck kommen, für das nach wie vor ein geräuschloses Sichanpassen kennzeichnend sein könnte. Dies zwingt zunächst zu einer kulturell-lebensweltlichen Verortung der Wertforschungsergebnisse. Tatsächlich lassen sie sich auch interpretieren als Konsequenzen der Enttraditionalisierung von Klassenkulturen und der Auflösung sozial-moralischer Lebensmilieus im Zuge des Wirtschaftsaufschwungs und der wohlfahrtsstaatlichen Nachkriegsentwicklung in den westlichen Massendemokratien. Es kommt hier (im übrigen bei relativ konstanten oder möglicherweise sich sogar verschärfenden Ungleichheitsrelationen) zu einem besonderen Schub der „*Individualisierung*“ von Lebenslagen und Lebenswegen (und darauf bezogenen Orientierungen) der Menschen, die durch Mobilität, Bildung, Konkurrenz, Verrechtlichungen, Marktbeziehungen etc. aus traditionellen Bindungen der Herkunftsmilieus herausgelöst und mit allen Risiken und Chancen auf ihr individuelles „Arbeitsmarktschicksal“ verwiesen werden<sup>7)</sup>.

Auf diese Weise beginnen sich die Hoffnungen und Orientierungen der Menschen einerseits von den standardisierten „Fortschrittsvorgaben“ (Konsumchancen, Einkommenshöhen, Karriere etc.) teilweise abzulösen und bleiben andererseits doch vielfältig in diese eingebunden (dazu später). In den 70er und 80er Jahren fällt so in überraschender Deutlichkeit das Ziel des persönlichen Erfolgs für einen großen und wachsenden Anteil der Bevölkerung nicht mehr zusammen mit den Statussymbolen des Berufserfolgs. Dahinter stehen zweifellos vielfältige Bedingungen und Entwicklungen: die Sättigung der Haushalte mit lebenswichtigen und erleichternden Gütern und Technologien, die Bildungsexpansion, Prozesse der sozialen und geographischen Mobilität, die Verrechtlichung von Arbeitsbeziehungen, die Verringerung der Arbeitszeit u. v. a. m. Wesentlich dürfte in diesem Zusammenhang auch sein die Lockerung der sozialen Normen und der Wandel der Beziehungsformen und -ziele in der Familie, die Rückwirkungen der Frauenbewegung auf Ehe und Familienarbeit, die Umweltbewegung und die mit ihr einhergehende und sich verschärfende prinzipielle Industrialisierungs- und Wissenschaftskritik, das evidente Umschlagen von Fortschritt in Risiken und Bedrohungen, wie sie in den Auseinandersetzungen um Kernenergie und Atomwaffen sichtbar geworden sind, usw.

In dieser Auflistung sehr heterogener Entwicklungen und Einflußfaktoren lassen sich systematisch zwei Trends unterscheiden, die in charakteristischer Weise ineinandergreifen, sich ergänzen und verstärken und so in meinen Augen die Tiefenwirkung der in Gang gekommenen kulturellen Evolution und ihre Langfristigkeit begründen: Auf der einen Seite verblassen lebensweltliche Großgruppen wie soziale Klassen

und Schichten in ihrer Bedeutung für die Lebensführung der Menschen und so etwas wie ein (wohlfahrtsstaatlich abgesichertes) kollektives „Lohnarbeiterschicksal“ (das durchaus für mehr und mehr Bevölkerungsgruppen verbindlich wird) ist nur durch das „Nadelöhr“ *individualisierter Lebenswege*, Lebensschicksale und Bewußtseinsformen hindurch wahrnehmbar und rekonstruierbar. Im Zuge dieser Entwicklung kommt es zu einer Pluralisierung von Lebensstilen und Wertorientierungen *quer* zu den sozialen Klassenlinien,<sup>8)</sup> die auch durch vielfältige neue soziale Bewegungen und wechselnde Alternativkulturen erprobt und vorangetrieben wird.

Auf der anderen Seite werden in den 60er und 70er Jahren von verschiedenen Gruppen der wissenschaftlichen Intelligenz mit immer größerer Eindringlichkeit und Öffentlichkeitswirkung die *Folgeprobleme und Kosten* des technisch-ökonomischen Fortschritts erforscht und im Sinne einer „Zukunftskrise“ der wissenschaftlich-technischen Zivilisation ausgemalt (vgl. Abschnitt IV). Haben kulturkritische Stimmen und Kommentare den Siegeszug der Industrialisierung von Beginn an wie einen Schatten verfolgt, ohne ihn in irgendeiner Weise aufhalten zu können, so kommt es in dieser Phase zu einer historisch neuartigen *Verwissenschaftlichung der Zivilisation- und Fortschrittskritik* entlang der Zukunftssachse. Indem gesundheitliche Schäden, Naturzerstörungen, Umweltbelastungen, Technologierisiken, atomare Selbstgefährdungen etc. im Zusammenspiel mit sozialen Bewegungen wissenschaftlich ausgeleuchtet und öffentlich angeprangert werden, wird nicht nur eine Welle der wissenschaftlich untermauerten öffentlichen Wissenschafts-, Technik- und Fortschrittskritik (die an praktischen Folgen und Gefährdungen ansetzt) in Gang gesetzt; es werden auf diese Weise – so paradox es klingen mag – einer stagnierenden Wirtschafts- und Technologieentwicklung auch *neue Märkte* und Expansionschancen eröffnet.<sup>9)</sup> Auf diese Weise greifen langfristig und durch politische Umschwünge und „Wenden“ hindurch zwei historische Trends der Fortschrittskritik ineinander: die teilweise Verselbständigung der Wertorientierungen der Menschen gegenüber den Kriterien und Kategorien der technisch-ökonomischen Entwicklung im Zuge von Individualisierungsprozessen *und* die Verwissenschaftlichung der durch den „Fortschritt“ selbst ausgelösten Zukunftsgefährdungen.

In der Konsequenz werden die traditionellen Sozialformen der „bürgerlichen Gesellschaft“ – Klasse, Schicht, Lohnar-

beit, Beruf, Ehe – relativiert und als Formen eines selbstverständlichen Lebens- und Zukunftsentwurfs in Frage gestellt. Es wird die historisch sich in immer neuen Schüben (etwa in der Renaissance oder im 19. Jahrhundert) vollziehende „Evolution der Individualisierung“ in die Familie hinein verlängert und vorangetrieben (etwa durch die Erwerbstätigkeit der Frauen und die Ausbildungszwänge der Kinder). Dies verstärkt die kollektive Suche nach dem eigenen Selbst und nach weniger konformen, mehr selbstbestimmten, persönlich geprägten Lebensstilen, die zugleich dem Massenkonsum immer neue Märkte eröffnen. Wie auch immer diese Entwicklung im einzelnen erklärt werden mag, die so mehr und mehr Gruppen erfassende *Suche nach Selbsterfüllung* entwickelt ihre eigenen kulturellen Bedeutungen; einige überlappen sich mit den traditionellen Statuskriterien des Berufserfolgs, aber viele tun dies nicht mehr. Im Grenzfall und in einzelnen sozialen Zirkeln und Subkulturen kann diese Herauslösung in eine Umkehrung umschlagen, so daß jetzt das *Versagen* in Beruf und Karriere als Zeichen persönlicher Integrität und Identitätssuche gewertet wird, während derjenige, der auf seinen Berufserfolg verweist, nicht nur nicht „in“ ist, sondern scheinbar auf seine „Identitätsdeformationen“ hin beobachtet und befragt wird.

Diese Entwicklung erfaßt nun keineswegs alle Bevölkerungsgruppen gleichermaßen; sie ist vielmehr im wesentlichen ein Produkt der jüngeren Generation, der besseren Ausbildung und des höheren Einkommens, während die älteren, ärmeren und weniger gut ausgebildeten Teile der Bevölkerung nach wie vor deutlich an das Wertesystem der 50er Jahre und seine Erfolgssymbole gebunden bleiben<sup>10)</sup>.

Die Beziehung zwischen „alten“ und „neuen“ Werten, Erwartungen und Erfolgssymbolen ist außerordentlich komplex. Nur eine Minderheit verwirft die konsumorientierten Wert- und Erfolgssymbole eindeutig; es sind dies die Gruppen, die – auch unter dem Druck des angespannten Arbeitsmarktes und der wachsenden Arbeitslosenzahlen – in den sogenannten „informellen Sektor“, in die Szenen und Grüppchen der „Alternativkultur“ abwandern und hier neue Stile des Zusammenlebens und Zusammenarbeitens erproben und umsetzen<sup>11)</sup>. Im Gegensatz sowohl zu der alten als auch zu der breiten Mehrheit der neuen Wert- und Erfolgsauffassungen führt hier die Suche nach Selbsterfüllung zu einer Umkehrung des Fortschrittsprinzips „Mehr vom Gleichen“ in ein „Weniger und Vielfältiger“: weniger Geld, weniger Besitz, kleinere, überschaubare Institutionen und Arbeitszusammenhänge, aber Entfaltung der Vielfalt persönlicher Lebensstile und Entwicklungsmöglichkeiten. Diese Ablehnung wird jedoch bezeichnenderweise von der überwiegenden Mehrzahl derjenigen, die von den neuen Wertorientierungen erfaßt sind, nicht geteilt. Im Gegenteil: Erfolg, auch in konventionellen Kategorien gemessen, wird hier als wichtig, ja sogar *als notwendig, aber eben nicht als hinreichend* gewertet<sup>12)</sup>. Die konventionellen Erfolgssymbole (Einkommen, Karriere, Status etc.) erfüllen nicht mehr die tiefen psychologischen Bedürfnisse nach Selbstfindung und Selbstbestätigung der Menschen, ihren Hunger nach einem „ausgefüllten Leben“. „In effect, they demand full enjoyment as well as full employment.“<sup>13)</sup>

In den 50er und 60er Jahren haben die Menschen auf die Frage, welche Ziele sie anstreben, klar und eindeutig geantwortet: In den Kategorien eines „glücklichen“ Familienlebens, mit ihren Plänen für das Einfamilienhaus, das neue Auto, die gute Ausbildung für die Kinder und die Erhöhung ihres Lebensstandards. Heute spricht man hier eine andere Sprache, die zwangsläufig vage um die Suche nach der

<sup>8)</sup> Siehe dazu Bahrndt, Hans Paul, *Erzählte Lebensgeschichten von Arbeitern*, in: Osterland, Martin (Hrsg.), *Arbeitsituation, Lebenslage und Konfliktpotential*, Frankfurt 1975 und Mooser a.a.O.

<sup>9)</sup> Dies wird – um nur ein Beispiel herauszugreifen – an dem enormen Aufschwung deutlich, den „umweltfreundliche“ und „alternative“ Technologien und Entwicklungen in dem vergangenen Jahrzehnt genommen haben. Zu dieser Phase einer „selbstreflexiven Modernisierung“, die ihre eigenen Folgeprobleme und Risiken mit verwissenschaftlicht, siehe allgemein Beck, Ulrich, *Folgeprobleme der Modernisierung und die Stellung der Soziologie in der Praxis*, in: ders. (Hrsg.), *Soziologie und Praxis*, Sonderband I der „Sozialen Welt“, Göttingen 1982.

<sup>10)</sup> Siehe dazu u. a. Engfer, U., K. Hinrichs, H. Wiesenthal, *Arbeitswerte im Wandel*, in: Matthes (Hrsg.), *Krise der Arbeitsgesellschaft*, a.a.O., S. 434-454; sowie Inglehart, a.a.O., Klages, a.a.O.; dort auch entsprechende Daten und Tabellen, auf deren Wiedergabe hier verzichtet wird.

<sup>11)</sup> Aus der ausufernden Literatur zu diesem Thema sei insbesondere auf den von Benseler, Heinze, Klönne herausgegebenen Band „Zukunft der Arbeit“ (Hamburg 1982) sowie den Aufsatz von Schlegelmilch, Cordia, *Grauer Arbeitsmarkt für Hochschulabsolventen*, in: *Soziale Welt*, Heft 3/4 1982 hingewiesen.

<sup>12)</sup> In diesem Sinne spricht auch Klages davon, „daß in einem breiten, die Bevölkerungsmajorität einschließenden Mittelfeld beide Gruppen von Wertorientierungen einander überlagern, daß also bei der Mehrheit der Menschen eine Sowohl-Als-Auch-Präsenz und Mischung entgegengesetzter Werte vorliegt.“ (Klages, a.a.O., S. 342; Hervorh. im Text).

<sup>13)</sup> Jankelovich, Daniel, a.a.O., S. 11.

eigenen Individualität und Identität kreist, die „Entwicklung der persönlichen Fähigkeiten“ und das „In-Bewegung-Bleiben“ zum Ziel hat. Diese Vagheit ist nicht nur individuell, sondern auch sozial bedeutsam: Im Gegensatz zum traditionellen Wertesystem, wo Erfolg eindeutig indizierbar war (Einfamilienhaus, Auto etc.), kann sich heute keiner mehr wirklich im Klaren sein, wann er das, was er sucht, gefunden hat, und wie er anderen von seinem „Erfolg“ verbindlich und überzeugend Nachricht geben kann. Die Konsequenz ist, daß die Menschen immer nachdrücklicher in das Labyrinth der Selbstverunsicherung, Selbstbefragung und Selbstvergewisserung hineingeraten. Zugleich führt der (unendliche) Regreß der Fragen: „bin ich wirklich glücklich?“, „bin ich wirklich selbsterfüllt?“, „tue ich wirklich das, was ich tun will?“, „wer ist das eigentlich, der hier ‚ich‘ sagt und fragt?“ in immer neue „Antwort-Moden“, die in vielfältiger Weise in Märkte für Experten, Industrien und Religionsbewegungen umgemünzt werden können. In der Suche nach Selbsterfüllung verwandeln sich die Menschen so u. U. in Produkte der Massenkultur und des Massenkonsums. Sie reisen nach dem Tourismuskatalog in alle Winkel der Erde. Sie zerbrechen die besten Ehen und gehen in rascher Folge immer neue Bindungen ein. Sie lassen sich umschulen. Sie fasten. Sie joggen. Sie engagieren sich. Sie wechseln von einer Therapiegruppe zur anderen und schwören jeweils auf ganz unterschiedliche Therapien und Therapeuten. Selbstsicher wie sie sind, erörtern und ergründen sie dauernd untereinander ihre eigenen Unsicherheiten. Ihr Klagen über den „Narzißmus“ der anderen dient ihnen dazu, ihrem eigenen Ego Raum zu verschaffen. Besessen von dem Ziel der Selbsterfüllung reißen sie sich selbst aus der Erde heraus, um nachzusehen, ob ihre eigenen Wurzeln auch wirklich gesund sind<sup>14)</sup>.

Dieses Wertesystem der Individualisierung enthält zugleich auch Ansätze einer neuen Ethik, die auf dem Prinzip der „Pflicht gegenüber sich selbst“ beruht. Dies stellt für die traditionale Ethik einen perfekten Widerspruch dar, da „Pflichten“ notwendig Sozialcharakter haben und das Tun des einzelnen mit dem Ganzen abstimmen und in es einbinden. Diese Orientierungen werden damit leicht solipsistisch mißverstanden. Das „Mehr“ über den konventionellen Erfolg hinaus richtet sich jedoch auf *Selbstbefreiung als Prozeß*, die die Suche und das Ringen um neue Sozialbindungen und Solidaritäten in Familie, Arbeit und Politik mit einschließt. Es richtet sich auf die Freiheit, traditionale Rollenvorgaben zu unterlaufen oder zu überwinden und neue Verhaltensweisen und Formen des Zusammenlebens und -arbeitens zu erproben, darauf Impulse und Wünsche zu äußern und ihnen nachzugeben, die man bisher gewohnt war zu unterdrücken; es richtet sich auf das Ausleben von

<sup>14)</sup> Vgl. zu diesen Formulierungen ebd. S. 11 f.

<sup>15)</sup> In dieser erlebbaren Gefährdung bewußt wahrgenommener privater Handlungs- und Entscheidungsräume scheint mir tatsächlich der Funken zu liegen, an dem sich heute (anders als in klassenkulturell bestimmten Lebenswelten) die sozialen Konflikte und Bewegungen entzünden. Jedenfalls lassen sich von hierher ihre Auslösungsbedingungen, ihre Themen und ihre Verlaufslogik verstehen. So löst etwa der ganz normale Verwaltungsakt der Volksbefragung dort eine beträchtliche soziale Gegenbewegung aus, wo diese als nicht kontrollierbarer Übergriff in die eigene private Lebenssphäre empfunden (bzw. dargestellt) wurde; ebenso entstehen Bürgerinitiative etc. typischerweise dort, wo z. B. bürokratische Entscheidungen in die als persönlich bestimmte und bestimmbar erlebte Privatheit eingreifen. In diesem Sinne stellt auch die geplante Autobahn durch den eigenen Hintergarten, das Atomkraftwerk um die Ecke und die Lagerung von Atombomben in der dicht besiedelten Bundesrepublik, dort, wo sie als lebensbedrohenden Risiken bewußt werden, einen Eingriff dar, der unmittelbar, hier sogar physisch, die eigene Existenz bedroht und auf diese Weise die neue Gemeinsamkeit einer „Gefährdungslage“ schafft (siehe dazu später).

<sup>16)</sup> Dazu und zum Folgenden Beck-Gernsheim, Elisabeth, a.a.O.

Partnerschaftsbeziehungen, erotischen und sexuellen Bedürfnisse, aber auch auf die Freiheit, das Leben jetzt und nicht erst in ferner Zukunft zu genießen, und eine „Kultur des Genusses“ neu und bewußt zu entwickeln und zu pflegen, auf die Freiheit, eigene Bedürfnisse in Rechte umzuwandeln und gegen institutionelle Vorgaben und Verpflichtungen zu wenden; die Freiheit, das eigene Leben gegenüber „fremden“ Übergriffen abzuschirmen und abzusichern, ihm einen „eigenen Raum“ (im wörtlichen und übertragenen Sinne) zu verschaffen und sich dort, wo dieser Freiraum persönlich erlebbar gefährdet ist, sozial und politisch zu engagieren.<sup>15)</sup>

Diese tiefgreifende kulturelle Erosion und Evolution, deren Zeuge wir sind, hat zum einen Auswirkungen auf die Einstellung zur Arbeit, zum anderen direkte Konsequenzen für die Gestaltung und Organisation von Arbeitsprozessen selbst:

- Im Zuge dieser Entwicklung werden Primär- und Familienbeziehungen emotional aufgewertet, während Erwerbsarbeit als Zentrum der Lebensführung an Bedeutung verliert. Zugleich gewinnt das, was man in der Forschung pauschal unter dem Sammelbegriff „Freizeit“ zusammenfaßt objektiv (Verringerung der Arbeitszeit) und subjektiv an Bedeutung. Dahinter verbirgt sich ganz offensichtlich die „Entfaltung eines Stück eigenen Lebens“, das nicht mehr ausschließlich oder dominant in den Kategorien des Familienlebens der 50er Jahre gedacht wird, mit allem, was dabei vorausgesetzt wird und dazugehört<sup>16)</sup>. In diesem Sinne beginnt die Entfaltung des „eigenen Lebens“ die Fesseln des privaten Familienlebens zu sprengen und sich in Bereiche auszudehnen, die an den Rand- und Überschneidungszonen zur Politik und Öffentlichkeit liegen (wie dies in dem Aufkommen von Bürgerinitiativen, Gruppenarbeit, kommunaler Arbeit, neuen Nachbarschaftshilfen sichtbar wird).

- Die Frauen lösen sich aus ihrer Bindung in die Hausfrauen- und Familienexistenz, und als Ausdruck dieser Entwicklung gewinnt die „Arbeit für Geld“ – neben der ökonomischen Sicherung, die sie bietet – eine wesentliche *symbolische Bedeutung* für die eigene Selbstbestätigung und Selbstfindung.

- Während in dem alten Wertesystem die Person sozusagen mit ihrem Beruf „verschmilzt“ (und darunter u. U. beträchtlich leidet), beginnt sich nun persönliche Identität aus der Berufsrolle herauszulösen oder jedoch ihr gegenüber auch distanzierter zu verhalten. Haben die Menschen früher auf die Frage „was sind sie?“ mit großer Selbstverständlichkeit geantwortet: Ich bin Sekretärin, Facharbeiter, Lehrer, Kaufmann, Ladenbesitzer etc., und damit eine direkte Gleichsetzung von Person und Beruf vollzogen, so fällt die Antwort heute unter dem Einfluß der neuen Wertorientierungen differenzierter, zögernder aus: „Ich bin . . . , ja was bin ich? Ich bin sicherlich Sekretärin, aber ich bin vor allem auch ein Mensch mit eigenen Interessen und Hoffnungen und einer „Identität im Aufbau“ *jenseits* meines Berufs.“

- Überraschenderweise konvergieren altes und neues Wertesystem in der symbolischen Bedeutung, die bezahlte Arbeit für die Mitglieder unserer Gesellschaft hat. Für das traditionelle Wertesystem ist dies klar; hier ist der Berufserfolg Voraussetzung männlicher Selbstbestätigung in der Arbeit, im Ehe- und Familienleben. Das Zentralanliegen der Individualisierung kreist um die Überzeugung der Menschen, daß alle Optionen der Selbsterfüllung offengehalten werden müssen. Zu diesem Zweck werden selbst eingegangene Bindungen (Ehe, Beruf), soweit dies erforderlich erscheint,



aufgelöst. Eine der wesentlichen Voraussetzungen dafür ist jedoch ökonomische Sicherheit, was neben wohlfahrtsstaatlichen Sicherungen und Besitz immer noch die Verfügbarkeit über eigenes Einkommen aus bezahlter Arbeit heißt. Individualisierung *verschärft* damit die Abhängigkeit des einzelnen von Erwerbs- und Lohnarbeit, und diese Einsicht dürfte sich gerade im Zuge von Individualisierungsprozessen eher mehr als weniger durchsetzen.<sup>17)</sup> Dies aber bedeutet, daß im Zuge der beschriebenen kulturellen Evolution mit einem *quantitativen Ansteigen der Beschäftigungswünsche bei ihrer gleichzeitigen Diversifizierung und Individualisierung* zu rechnen ist.<sup>18)</sup> „Wegrationalisieren“ von Arbeitsplätzen trifft also zusammen mit einem kulturell bedingten Anwachsen der Nachfrage nach Arbeitsplätzen innerhalb einer Generation und dies dürfte die Problematik der Arbeitslosigkeit in der Zukunft zusätzlich verschärfen.

• Dieses wachsende Interesse an bezahlter Arbeit darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich gleichzeitig die Bereitschaft zur Verausgabung von Arbeitskraft verändert. Teilhabe an Erwerbsarbeit ist Voraussetzung, ein „eigenes“ Leben zu führen, den „Verpflichtungen“ gegenüber sich selbst und den Ansprüchen der Selbstfindung nachzugehen und nachzugehen; sie führt allerdings zugleich hinein in die Enge und Zwänge der routinierten und kontrollierten Industrie- und Büroarbeit. Unter dem Einfluß der neuen Wertorientierungen wächst so die Wahrscheinlichkeit, daß eine Person einen bezahlten Job übernimmt und zugleich versucht, die disziplinierenden Leistungserwartungen der Unternehmen und der Vorgesetzten zu unterlaufen. Während die Bezahlung Voraussetzung ist, die Wege der „Selbstverwirklichung“ zu sichern, folgt die Verausgabung der eigenen Arbeitskraft nicht mehr automatisch den traditionellen „Berufspflichten“, geht aber auch nicht in einer „Joborientierung“ auf, sondern wird ihrerseits von der Erfüllung *inhaltlicher* Erwartungen: den individuellen und sozialen Entfaltungschancen in der Arbeit, dem „Sinn“, den man in ihr entdeckt, dem „Spaß“, den man an ihr hat, abhängig gemacht. Dieser Orientierungswandel und Lernprozeß mag unter den Bedingungen von Wirtschaftskrise und Massenarbeitslosigkeit verdeckt oder zurückgeschraubt werden; er wird jedoch nach wie vor gefördert durch das Netz sozialer Sicherung, Bildungsexpansion und die öffentliche Diskussionen zivilisatorischer Zukunftsgefährdungen. Dort, wo

die Entfaltungsansprüche in die Erwerbsarbeit übertragen werden, fallen die „doppelte Zweckstruktur“ lohnabhängiger Arbeit – die Verkopplung von Bezahlung und Leistung – auch für die Arbeitenden immer deutlicher auseinander<sup>19)</sup>, und es werden Möglichkeiten, Kontrollen zu unterlaufen oder für Eigenzwecke zu „instrumentalisieren“, ausgelotet und ausgebaut, wozu gerade auch die hochentwickelten und -sensiblen Technologien zusätzliche Ansatzpunkte bieten.

• Im Zuge von Individualisierungsprozessen werden so einige grundlegende Mängel im Entlohnungssystem, wie es heute herrscht und praktiziert wird, immer nachdrücklicher deutlich: es ist uniform, wo es diversifiziert sein sollte; es beruht selbst dort primär auf ökonomischen Steuerungen, wo diese zur Aktivierung der Leistungsbereitschaft und -moral immer weniger greifen; und das Management und die Unternehmen (im privaten und im öffentlichen Bereich) verkennen oft die Qualität und Tiefenstruktur der neuen kulturellen Erwartungen und Orientierungen, verteuern sie als „Leistungsverfall“ und reagieren mit verschärften Kontrollen und Standardisierungen, anstatt mit Liberalisierungen der Arbeitsnormen.

• In den Organisationsplänen der Betriebe, der Struktur von Arbeitsverträgen und der Regelung der Arbeitszeit und -bedingungen wird heute – von einigen Ausnahmen und Modellversuchen abgesehen<sup>20)</sup> – davon ausgegangen, daß *jeder die gleichen* Ansprüche, Bedürfnisse und Orientierungen im Hinblick auf die Arbeit hat, und zwar genau die, die ihm durch den Maschinenrhythmus, den Ablauf von Produktionsvorgängen und die Organisationspläne vorgegeben sind. Die Individualität muß zuhause gelassen oder an der Garderobe abgegeben werden. Das industrielle Arbeitssystem ist in seinem Kern ein System der Kontrolle und der Standardisierung; es ist trotz vieler Lockerungstendenzen (in der „Pfleger“ informeller Beziehungen, Humanisierungsprojekten und Mitspracheregungen) gegen die Vielfalt kultureller Ansprüche immer noch weitgehend immun. So wird verkannt oder bleibt unbeachtet, daß einige Menschen primär an Geld interessiert sind, andere dagegen würden eine Kompensation durch Freizeit vorziehen; einige suchen Aufstiegschancen, andere sind primär an inhaltlichen Befriedigungen der Arbeitsaufgabe selbst oder an ihrer kommunikativen Bedeutung, an dem Umgang mit Menschen etc. interessiert; dies alles ändert sich wiederum je nach der Art der Arbeit, der demographischen Zusammensetzung der Beschäftigten und der örtlichen Subkultur. Informell werden teilweise entsprechende „Individualisierungen von Arbeits- und Beschäftigungsverhältnissen“ zugestanden (insbesondere in kleinen Betrieben und für das Management selbst); formal besteht man aber auf der Standardisierten, uniformen Beschäftigungs- und Entlohnungsstruktur. Selbstverständlich sind die Gründe hierfür die Verwaltungs- und Organisationserleichterungen. Die Versuche, sich flexibel auf diese kulturelle Vielfalt von Ansprüchen einzulassen, scheitern damit immer an Hinweisen auf die damit entfachte organisatorische und bürokratische Komplexität. In den Personalabteilungen und dem Management werden diese Probleme dementsprechend heute immer noch weitgehend ignoriert. Unter dem alten Wertsystem war dies möglich, denn das Spiel mit „Zuckerbrot und Peitsche“ funktionierte; unter dem neuen Wertsystem nimmt man den Zucker und versucht, die Peitsche zu unterlaufen. Dies mag z. Z. durch die „disziplinierende Wirkung“ aktueller oder drohender Arbeitslosigkeit verdeckt werden. In der Zukunft werden sich jedoch die Betriebe – und im übrigen auch die Gewerkschaften – dieser neuen sozialen und kulturellen Realität stellen müssen (siehe später ausführlicher).

<sup>17)</sup> Hier liegt zunächst ein Grund dafür, daß gerade unter den Bedingungen der Individualisierung (die ja immer auch bedeutet, daß die Menschen aus sozialen Unterstützungs- und Versorgungszusammenhängen von Nachbarschaft und Familie herausgelöst werden) der aktuelle oder drohende Verlust des Arbeitsplatzes trotz sozialer Sicherungen als eine besondere Gefährdung erlebt wird. Zugleich zwingt diese fundamentale Abhängigkeit von bezahlter Arbeit auch gegenläufig zu dem Aufkommen neuer Wertorientierungen dazu, sich – gleichsam selbsttätig – durch Antizipation von Fremd- und Vorgesetztenenerwartungen in der Arbeit ein- und anzupassen. In diesem Fall werden die neuen Orientierungen hinter einer Verkaufsfassade der einfügsamen Arbeitswilligkeit verborgen. Dies dürfte in besonderem Maße für Zeiten hoher Arbeitslosigkeit gelten, während in Zeiten der Vollbeschäftigung inhaltliche Bedürfnisse auf Entfaltung und Beteiligung in der Arbeit eher geäußert werden können.

<sup>18)</sup> In einer zusammenfassenden Analyse von rund 35 Umfragen zu Arbeitszeitwünschen kommt Margarete Landenberger zu dem Ergebnis, daß an der Spitze der Wünsche die Herabsetzung bzw. weitere Flexibilisierung der Altersgrenze steht, gefolgt von der Wochenarbeitszeitverkürzung und der Verlängerung des Jahresurlaubs. Als wichtige Einflußfaktoren auf die Wünsche der Befragten erweisen sich vor allem Erwerbsstatus, Einkommen, Alter, Geschlecht sowie die konkreten Arbeitsbedingungen; vgl. dies., Arbeitszeitwünsche – Vergleichende Analyse vorliegender Befragungsergebnisse, Diskussionspapier des Wissenschaftszentrums Berlin 1983.

<sup>19)</sup> Siehe Beck, Brater, Daheim, Soziologie der Arbeit und der Berufe, Reinbeck 1980, Kap. VIII.

<sup>20)</sup> Für Beispiele im Dienstleistungssektor siehe Uwe Ingfer, Arbeitszeitflexibilisierung als Rationalisierungsstrategie in: Offe, Hinrichs, Wiesenthal (Hrsg.) Arbeitszeitpolitik, Frankfurt 1982, S. 106-115 sowie weitere Beiträge in diesem Band.

• Ein weiterer Mangel ist das Festhalten an der Dominanz ökonomischer Entlohnungen, die das breite Spektrum neuer Bedürfnisse und Orientierungen völlig außer acht läßt; und dies zu einem Zeitpunkt, wo das, was man sich mit dem Geld kaufen kann, immer weniger in seinem „Statuswert“ und immer mehr in seinem „Gebrauchswert“ zählt. Der „Gelderfolg“ verliert unter diesen Bedingungen seine motivierende Kraft, jedenfalls dann, wenn er mit einer Preisgabe von dem erkaufte werden muß, was die einzelnen unter „Entfaltung ihrer selbst“ und Selbstachtung zu verstehen gelernt haben. Dies wird zum Teil verdeckt durch die realen Einkommenseinbußen, die die Arbeitenden in den vergangenen Jahren bei hoher Inflation und geringen Lohnsteigerungen hinnehmen mußten. Gleichzeitig gibt es hier paradoxerweise sozusagen einen „Racheeffekt“. Dort, wo die als zentral erlebten individuellen Anerkennungs- und Entfaltungsansprüche in der Arbeit verletzt werden, fordern die Beschäftigten kompensatorisch Lohnerhöhung. Dies wiederum verleitet die Betriebe zu dem falschen Schluß, daß die Bedeutung des Geldes für die Beschäftigten noch zugenommen hat, obwohl sie unter der Einwirkung der neuen Wertorientierungen in der Tat abnimmt, und die Mehrforderungen auch als Reaktionen auf die Inflexibilität der Betriebe interpretiert werden können.

In diesem Sinne wird das Durchschlagen der neuen Welle kultureller Individualisierungen in die Arbeitswelt heute von den Beschäftigten oft noch mißverstanden und verkannt, und selbst dort, wo man umzulernen beginnt, glaubt man, diese neuen Kulturströmungen und Wertorientierungen nicht mit den Voraussetzungen von Effektivität und Produktivität vereinen zu können. Warum soll aber gerade dies auf dem Stand unserer technisch-organisatorischen Entwicklung nicht möglich sein? Im Idealfall wollen die Menschen, die durch diese Strömungen geprägt wurden, in kleinen Gruppen arbeiten, in denen sie enge Verbindungen zu anderen entwickeln können. Viele wünschen mehr Selbstverantwortung, Unabhängigkeit von Fremdkontrollen; sie wollen auch in der Arbeit Neues erfahren und lernen; sie möchten sich selbst in ihrer Arbeit mit anderen Menschen auseinandersetzen und sich mit ihr und ihren Produkten identifizieren können. Sollte uns ausgerechnet die Technik, die uns den Weg zum Mond eröffnet hat, daran hindern, das Naheliegende zu tun, zum Beispiel eine Entanonymisierung, ja „Verdörflichung“ der Industriebetriebe, Verwaltungsapparate und Staatsbürokratien einzuleiten? Vielleicht muß erst eine neue Generation von Managern, Technikern und Organisatoren in den Betrieben nachwachsen, eine Generation, die selbst von den neuen kulturellen Orientierungen und Erwartungen geprägt ist, damit sich die Erkenntnis durchsetzt, daß diese kulturelle Evolution der Arbeit nicht nur technisch-organisatorisch möglich ist, sondern – unter den Rahmenbedingungen des neuen Wertsystems — auch „produktivitätssteigernd“ (nach welchen Maßstäben auch immer) wirkt.

Allerdings ist dieses Spekulieren auf eine neue Managergeneration zweifellos kein Garant für eine entsprechende Verän-

derung des Arbeitseinsatzes und der Arbeitsorganisation. Hierfür dürften vielmehr innerbetriebliche Veränderungstendenzen und Lernprozesse in der Zukunft wichtig werden, die sich heute schon abzeichnen. Gerade unter dem Einfluß der neuen Wertorientierungen (die ja, anders gewendet, immer auch neuartige Markt- und Absatzchancen darstellen), aber auch angesichts der bevorstehenden, rasanten technologischen und wirtschaftlichen Entwicklungen (etwa im Bereich der Mikroelektronik und der Kommunikationsmedien) geraten die Betriebe unter permanenten *Innovationsdruck*, der sie früher oder später *aus Kostengründen* zur Revision tayloristischer Rationalisierungs- und Arbeitsformen zwingt. Die detaillierte Planung und Kontrolle von Produktions- und Arbeitsgängen schränkt die unter diesen Bedingungen möglicherweise konkurrenzentscheidende Flexibilität der Betriebe drastisch ein und verursacht immense Kosten, die durch Rückgriff auf mehr Eigeninitiative, kooperative Handlungsspielräume und Problembewußtsein gut ausgebildeter Arbeitskräfte auf diese abgewälzt werden können. Ein entsprechender Lernprozeß macht sich heute bereits selbst in den ehemaligen Zentren des Taylorismus, in den hochrationalisierten Montagebereichen der Massenindustrien bemerkbar. „Soweit diese trotz künftig rapide beschleunigter Montageautomaten (immer perfektere Montageroboter) Handarbeitsplätze bleiben, wird auch hier der Zugriff auf das Arbeitsvermögen breiter. Infolge der marktbedingt größeren Komplexität und Variabilität der Produkte werden dem einzelnen Arbeiter vielfältigere Operationen abverlangt. Repetitive Teilarbeit heißt nicht mehr unbedingt, in jedem Takt dasselbe zu machen. Im übrigen wird auch für die Montage ernsthaft darüber nachgedacht, ob die alten Prinzipien wie ‚blinde Gefolgschaft statt eigenem Nachdenken‘ . . . wirklich optimale Leistungen bringen (Verminderung von Inspektion, ‚Qualitätszirkel‘ als konkrete Versuche).“<sup>21)</sup>

In dieselbe Richtung weisen Überlegungen, die – im Anschluß an Orió *Giarni* – davon ausgehen, daß unter den Bedingungen einer Verwissenschaftlichung zivilisatorischer Zukunftsgefährdungen die Risiken, Verwundbarkeit und Widerstände gegen Großtechnologien wachsen, damit aber zugleich ihr ökonomischer Nutzen für die Betriebe sinkt.<sup>22)</sup> In dem Maße, in dem derart die *Technologieerträge abnehmen*, müssen die Betriebe nach Wegen suchen, die Produktivitätsprobleme durch Rückgriff auf die anderen Quellen der Produktivität, also durch *soziale* Arbeits- und Managementinnovationen, zu lösen: „neue Beteiligungsformen der Beschäftigten in der Planung, der Ausführung und an den Erträgen ihrer Arbeit; neue Managementstrategien, die die Schwachstellen der bisherigen Industrietechnologie – Konzentration und Verwundbarkeit – durch Dezentralisierung und Autonomie der kleineren Einheiten beseitigen.“<sup>23)</sup> Ein Beispiel: „Die japanische Matsushiba Company übernahm vor einigen Jahren ein Werk von Motora in der Nähe von Chicago und begann, Fernsehgeräte zu produzieren. Die Firma behielt ihre 1000 Produktionsarbeiter, aber entließ die Hälfte der 600 Vorleute und Manager. In zwei Jahren verdoppelte sich die Produktion, und die Reklamationsrate fiel von 60% auf 4%. Darüber hinaus reduzierte die Firma durch bessere Qualitätskontrolle ihre jährlichen Garantierstattungskosten von 14 Mill. auf 2 Mill. Dollar . . . Die ganze Theorie ist: die Arbeiter kennen ihren Job besser als jeder andere, und wenn sie die Chance haben, dann werden sie kreativ und selbstmotiviert sein.“<sup>24)</sup>

Allerdings wird an diesem Beispiel zugleich deutlich, daß in Zukunft auch diese Art von *sozialen Innovationen und „Managementrationalisierungen“* – neben dem Ersetzen von

<sup>21)</sup> Kern, Horst, Michael Schumann, Arbeit und Sozialcharakter: Alte und neue Konturen, in: Matthes (Hrsg.), a.a.O., S. 358; noch deutlicher neuerdings dieselben, Rationalisierung und Arbeiterverhalten – Erfahrungen, erste Befunde der Folgestudie zu „Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein“, in: Soziale Welt, Heft 1/2 1984.

<sup>22)</sup> Giarni, Orió, Henri Lougergé, The Diminishing Returns of Technology, Oxford 1978: zit. nach Zapf nächste Fußnote.

<sup>23)</sup> Zapf, Wolfgang, Entwicklungsdilemmas und Innovationspotentiale in modernen Gesellschaften, in: Matthes (Hrsg.), a.a.O., S. 298.

<sup>24)</sup> Dieses Beispiel ebd. S. 298.

Arbeitsplätzen durch technologische Systeme und neben dem kulturell bedingten Anwachsen der Nachfrage nach Arbeitsplätzen im Zuge von Individualisierungsprozessen – zu einem weiteren beträchtlichen Anwachsen der Arbeitslosigkeit beitragen kann und damit zu einer Verschärfung der politischen Probleme, die daraus entstehen.

#### IV.

In dem bislang skizzierten Stadium der kulturellen Evolution der Arbeit ist der Fortschrittsglaube als der wirtschaftliche, politische und individuelle Bestrebungen verbindende und verzahnende Zukunftsentwurf zwar „angeknackst“, aber nicht wirklich gebrochen. Die historische Gleichsetzung von ökonomisch-technischem Fortschritt und individuellem Erfolg beginnt sich zwar aufzulösen; viele Menschen ziehen sich in Nischen einer „inneren Emigration“ zurück und beginnen sich Räume der Selbstsuche und Selbsterprobung zu schaffen und abzusichern. In diesem Sinne lassen sich die persönlichen Zukunftsentwürfe und -hoffnungen der Menschen immer weniger in den konventionellen Kategorien des „wirtschaftlich-technischen Fortschritts“ fassen. Trotz vielfältiger fortschrittskritischer Tendenzen bleibt die „Wende nach innen“, die Suche nach Selbsterfüllung vielfach auf das Funktionieren und die Errungenschaften dieser Art von „Fortschritt“ angewiesen, in der Teilhabe an bezahlter Arbeit, aber auch in den gebrauchswertbezogenen Alltagserleichterungen von Technik und Konsumangeboten. In diesem widersprüchlichen Hin- und Herbendeln zwischen Nutznießung und Kritik der mit sich selbst beschäftigten, sich im Individualisierungsprozeß befindlichen Lebenswelten und Subkulturen schafft zwar insofern die Durchsetzung von technisch-ökonomischen Modernisierungsprojekten eine neue Situation, als die Menschen sensibel für Folgeprobleme und Risiken werden und an die Stelle der Selbstverständlichkeit des Konsens die Möglichkeit von Kritik und punktuellen Widerständen tritt. Diese Fortschrittsdistanz erzwingt jedoch noch keine Umdefinition dessen, was als „Fortschritt“ gilt; sie kann vielmehr als eine Art kulturkritisch verbrämter Teilhabe und Duldung durchaus eine tragfähige Basis für wirtschaftlich-technische Entwicklungen nach den konventionellen Kriterien des Fortschrittmusters abgeben. Der Produktionszirkel „Staat – Wirtschaft – Wissenschaft“ kann nun zwar nicht mehr mit enthusiastischer Zustimmung rechnen, aber mit dem Konsens der Gleichgültigen und mit sich selbst Beschäftigten. Zu *qualitativen* Veränderungen in Begriff, Zielen und Vollzugsformen von „Fortschritt“ kommt es erst dort, wo die aufbrechenden (kultur- und zivilisationskritischen) Sinnfragen und Zukunftsbedrohungen um- und durchschlagen in neuartige Existenzgefährdungen der Menschen unter den Bedingungen der „zweiten“, nun vollständig von ihnen selbst geschaffenen und gestalteten, zivilisatorischen Wirklichkeit. Damit entsteht – idealtypisch gesprochen – eine wiederum andersartige Konstellation, in der die kulturelle Evolution nicht mehr nur die Ansprüche *an* Arbeit (die Arbeitseinstellungen) verändert, sondern *in* Inhalte, Grundlagen und Rahmenbedingungen *gesellschaftlicher Arbeit selbst durchschlägt*.

Solange alarmierende Hinweise auf destruktive Nebenfolgen expansiver Modernisierung in die „Schublade“ der „kulturkritischen Begleitmusik“ geschoben werden können, kann das, was mit der industriellen Entwicklung der Produktivkräfte immer deutlicher hervortritt, latent gehalten werden: Daß nämlich die Menschen in Prozessen gesellschaftlicher Arbeit nicht nur Güter und Dienstleistungen produzieren und Anrechte auf Bezahlung und Konsumchancen erwer-

ben, sondern – sehr viel weitergehend – Gestalter, Produzenten ihrer eigenen zivilisatorischen Wirklichkeit, ihrer eigenen Zukunft sind *und damit auch deren Mißgestalter*. Diese inhaltlich-politische, „gesellschaftserzeugende“ Bedeutung der Arbeit tritt nun allerdings in dem Maße ins Blickfeld, in dem das „Fortschreiten des Fortschritts“ in den bisherigen Bahnen von immer mehr Menschen als *zivilisatorische Selbstgefährdung* erlebt wird. Damit können Grundlagen und Ziele von Modernisierungsprozessen nicht länger voraus- und konstantgesetzt werden, sondern werden ihrerseits Gegenstand von „reflexiven“ Modernisierungsprozessen. Diese betreffen nicht mehr einzelne Technologien oder Arten der Erkenntnisgewinnung, sondern das *Verständnis* von Wissenschaft und Technik, die *Vollzugsbedingungen und Organisationsformen* von Modernisierungsprozessen. In dem Maße, in dem unter dem Druck wahrgenommener zivilisatorischer Selbstgefährdung dieser Wendepunkt einer „selbstkorrektiven“ Modernisierung durchlaufen wird, werden die Leitbegriffe „Produktivität“, „Wachstum“, „Fortschritt“ etc. ihrerseits revidiert und experimentell reformuliert und damit auch Ziele und Formen gesellschaftlicher Arbeit, auf denen sie aufsitzen, und dies mit einer Dringlichkeit und Tiefenwirkung, die direkt proportional zu den wahrgenommenen Gefährdungen wächst.

Es ist meine These, daß wir uns in den kommenden Jahrzehnten mit der *Möglichkeit* einer derartigen handlungsaktivierenden Existenzgefährdung der Menschen auseinanderzusetzen haben werden, die ähnlich wie die materielle Verelendung der Arbeiter im 19. Jahrhundert Produkt der industriellen Entwicklung und doch wieder überhaupt nicht mit dieser vergleichbar ist. Sie nimmt nämlich die seltsame Form einer „*Zukunftskrise*“ an, deren Schauplatz und politischer Auseinandersetzungsort die Gegenwart ist. Diese neue Art der „projizierten Verelendung“, deren Vorboten sich gegen Ende des 20. Jahrhunderts zeigen, ist das Produkt der ökonomisch-technischen Zivilisationsentwicklung in ihrem *fortgeschrittensten* Stadium und tritt in dem Maße hervor, in dem diese Entwicklung nicht nur „Folgeprobleme“ aufwirft, die sich korrigieren lassen, sondern Risiken freisetzt, die die Existenzbedingungen der Menschheit zu zerstören drohen. Diese neuartige „Verelendungsgefahr“ setzt dort, wo sie sozial gesehen und erlebt wird, in einer eigentümlichen Weise die bisherige soziale und kulturelle „Geschäftsgrundlage“ des Fortschritts außer Kraft:

- Als Zukunftsgefährdung ist sie – streng genommen – unsichtbar und entsteht – völlig anders als die „Proletarisierung“ im 19. Jahrhundert – unter den Bedingungen des materiellen Reichtums und bleibt in diese eingebunden. Die Menschen sind nicht verarmt, sondern wohlhabend, auch gut ausgebildet, aber haben Angst, fühlen sich bedroht und engagieren sich, um die einzige Überprüfung ihrer realistisch-pessimistischen Zukunftsvisionen gar nicht erst eintreten zu lassen, gezielt zu verhindern: Eine Bestätigung der Gefährdung wäre unwiderruflich die Selbstvernichtung, und dies ist genau das handlungsaktivierende Argument, das die projizierte Gefährdung in eine *reale* verwandelt. Insofern können die hier aufbrechenden Probleme auch nicht – wie im 19. Jahrhundert – durch Mehrproduktion, Umverteilungen, Ausbau der sozialen Sicherungen, etc. – bewältigt werden, sondern erfordern entweder eine gezielte und massive „Politik der Gegeninterpretation“ oder ein grundsätzliches Umdenken und Neuprogrammieren des geltenden Fortschritts- und Modernisierungsparadigmas.

- Diese eigentümliche, durch Selbstgefährdungs- und Selbstzerstörungstendenzen der Zivilisation in Gang

gesetzte, reale „Quasiverelendung“ trifft – ebenfalls anders als im 19. Jahrhundert – *nicht einzelne Gruppen, sondern im Extremfall alle.*<sup>25</sup>) Den Risiken von Atomenergie und Atomwaffen kann sich keiner mehr entziehen. Damit sind die Existenzgefährdungen, die hier ausgelöst werden, durchschlagender. Sie schaffen gerade in den individualisierten Lebenswelten durch die physischen Bedrohungen, die in ihnen liegen, neue Gemeinsamkeiten und Gemeinsamkeitserfahrungen, die in sozialen Bewegungen (Frieden, Umwelt) aufgegriffen und kultiviert werden. Zwar wird auch die Wahrnehmung dieser gemeinsamen „Gefährdungslage“ durch Interessengegensätze gefiltert, *objektiv* sind aber alle gleichermaßen von den Risiken betroffen. Unter dem Druck dieser Zukunftskrise beginnen also traditionelle Interessengegensätze (Schichten, Klassen) zusammenzuschmelzen, und es zeichnet sich im Erschrecken der Vernunft über ihre eigene Zerstörungskraft die Möglichkeit einer „großen Koalition aller“ ab. Damit sind hier aber Solidarisierungen möglich, die das System der politischen Parteien und Verbände unterlaufen, *quer* zu diesem liegen und das politische System vor eine beträchtliche Bewährungsprobe stellen.

- Die Neuartigkeit dieser zivilisationsproduzierten „Verelendung“ wird insbesondere aber auch daran deutlich, daß sie in einem zentralen Sinne zugleich *wirklich und unwirklich ist*. Einerseits sind viele Gefährdungen und Zerstörungen bereits real; verschmutzte und sterbende Gewässer, Zerstörungen des Waldes, neuartige Krankheiten etc. Auf der anderen Seite liegt die eigentliche soziale Wucht des Verelendungsargumentes in *projizierten Gefährdungen der Zukunft*. Es sind in diesem Sinne „Verelendungsgefährdungen“, die dort, wo sie eintreten, Zerstörungen von einem Ausmaß bedeuten, das Handeln im Nachhinein praktisch überflüssig macht, die also nur als Möglichkeit, als Zukunftsgefährdung, als Prognose im präventiven Umkehrschluß Handlungsrelevanz besitzen und entfalten. Das Schwergewicht dieser „Verelendung“ liegt also erstmals nicht in der Gegenwart, sondern in der Zukunft. Die fiktive Handlungsvariable der Zukunft wird in der entwickelten Zivilisation zu einer dominanten Gefährdungsursache und damit zu einem beträchtlichen Handlungsmotor in der Gegenwart. Man täusche sich nicht: so unreal auch die Selbstzerstörungsvisionen angesichts des blühenden Reichums vielen erscheinen mögen, auch bereits gelagerte Atombomben, können eine soziale Erosion auslösen.

- Allerdings bedeutet diese Doppelgesichtigkeit von Wirklichkeit und Unwirklichkeit der „Zukunftskrise“ auch, daß diese Art materieller Bedrohung letztlich *Konstrukt*, damit aber argumentativ und wissenschaftlich vermittelt ist. Die Zivilisationsgefährdungen sind nur in Ansätzen direkt wahrnehmbar und für Laien selbsttätig erkennbar; in ihrem Kern besitzen sie vielmehr die eigentümliche Struktur und Realität von *Prognosen* bzw. *Prophetien*. In der Mehrzahl der Fälle sind sie sogar völlig von der „Wahrnehmungsapparatur“ der Menschen abgelöst und bedürfen komplizierter und kostspieliger wissenschaftlicher Instrumente und Verfahren, um überhaupt als Gefährdungen „sichtbar“, d. h. prognostizierbar gemacht werden zu können (z. B. Radioaktivität, chemische Bestandteile in Nahrungsmitteln). Auf der einen Seite sind diese Gefährdungen und die mit ihnen einhergehenden Bedrohungen unauslösbar in Interpretationen und Gegeninterpretationen, in Expertenkontroversen eingebun-

den und dies selbst dort, wo diese Gefährdungsprognosen expertenkritische und antiwissenschaftliche soziale Bewegungen auslösen. Auf der anderen Seite werden diese Prognosen, so luftig und umstritten sie auch im einzelnen sein mögen, offensichtlich *sozial erlebt* und beeinflussen wesentlich das soziale Sehen und Handeln der Menschen in der Gegenwart – ihre Bereitschaft, sich zu solidarisieren, politisch aktiv zu werden usw. Es ist dies in diesem Sinne ein erstaunliches Beispiel dafür, daß Prognosen, also kognitive Konstrukte, die auf die Zukunft zielen, *gegenwärtige Lebenslagen der Menschen konstituieren, ja sogar politische Umwälzungen auslösen können*. – Sie können aber auch gerade, weil sie Konstrukte sind, ebenso schnell wieder in Vergessenheit geraten, sich in Gewöhnungen auflösen oder durch gezielte „Beschwichtigungsforschungen“ sowie Interpretations- und Informationspolitik *entdramatisiert* werden.

So argumentieren, heißt natürlich von den Extremen her argumentieren. Inwieweit diese oder jene Alternative tatsächlich eintritt, dürfte von Bedingungen und Voraussetzungen abhängen, die heute noch gar nicht überschaubar sind. Ein wesentlicher Punkt scheint mir allerdings heute bereits klar zu sein; in dem Maße, in dem drei Elemente tatsächlich zusammentreffen: Sinken des evidenten Gebrauchswertes technisch-ökonomischer „Errungenschaften“, Umschlagen der mit ihnen verbundenen Risiken in Bestandsgefährdungen und gleichzeitiges Festhalten an dem „naturgesetzlichen Zwangscharakter“ dieser Entwicklung selbst, *zerbricht der Fortschrittskonsens*. An seiner Stelle tritt der Widerspruch immer deutlicher hervor, der von Anfang an die Entwicklung der Moderne gekennzeichnet hat und nur lange Zeit latent gehalten werden konnte, nämlich der *Widerspruch* zwischen dem scheinbar unermesslichen und unheimlichen menschlichen Gestaltungspotential, das durch die Entwicklung der Produktivkräfte freigesetzt wurde und wird, und der (angeblichen) Unmöglichkeit, diese auf diese selbst anzuwenden für die Zwecke der Selbstkorrektur, Selbstdisziplinierung und „Humanisierung“. Der naturwissenschaftlich-technische „Fortschritt“ scheint alles zu verändern, ja revolutionieren zu können, *nur nicht sich selbst*. Dieser Widerspruch wird dann unerträglich, wenn die steigenden Risiken und Unkalkulierbarkeiten den versprochenen Nutzen bei weitem in den Schatten zu stellen drohen. Dies bedeutet: das Aufdecken und Umsetzen der Möglichkeiten einer *grundlegenden Selbstkorrektur* des industriellen „Fortschritts“ (wie wir ihn seit dem 19. Jahrhundert kennen), durch neue Verlaufs- und Beteiligungsformen, neue Arbeitsstrukturen für Modernisierungsprozesse, dürfte eine, vielleicht sogar die zentrale Aufgabe an der Wende ins 21. Jahrhundert werden.

Daß diese selbsterzwungenen Revisionen im Projekt der Modernen mit zahlreichen politischen Konflikten und mit zentralen Konsequenzen für die Gestaltung und Organisation von Arbeitsprozessen verbunden ist, liegt auf der Hand. Wie diese im einzelnen aussehen, ist heute noch gar nicht abzusehen. Denkbar ist, daß sich in immer zahlreicher werdenden Konfliktzonen von Modernisierungsprozessen *kritische Gegenexpertenöffentlichkeiten* herausbilden, die Risiken und Gefährdungen geplanter Entwicklungen ausleuchten und auf diese Weise, vermittelt über eine sensibel werdende Öffentlichkeit, mehr und mehr politischen Handlungsdruck erzeugen. Wesentlich dürfte dabei sein, wie weit diese Selbstkritik und Selbstkorrektur von Modernisierungsprozessen als ein kollektiver Lernprozeß abgesichert, oder aber umgekehrt verteuftelt wird. Es mag sein, daß in einigen Bereichen der Experte klassischen Typs abgelöst wird durch Formen des Expertenhandelns, für die Beteiligungs- und

<sup>25</sup>) Damit werden die Probleme und Lagen „horizontaler Disparitäten“ sehr viel nachdrücklicher bewußt und politisch relevant als dies die Autoren des entsprechenden Aufsatzes vorhergesehen haben; siehe Offé, Claus, Politische Herrschaft und Klassenstrukturen, in: Kress, Sengbaas (Hrsg.), Politikwissenschaft, Frankfurt 1969.

Mitbestimmungsmöglichkeiten von Bürgern und Betroffenen zu einer selbstverständlichen „Berufspflicht“ werden. In diesem Sinne könnten wir um die Jahrhundertwende die Geburtsstunde eines „demokratisierten Expertensystems“ erleben. Es mag sein, daß hier auch ganz neue Ausbildungs-, Spezialisierungs- und Kooperationsformen erforderlich werden, um durch den Zuschnitt des Wissens und des Arbeitens zentrale, bislang quer zu den Arbeitsteilungsstrukturen liegende Folgeproblemzonen präventiv in die Planung und Gestaltung von technisch-organisatorischen Systemen miteinbeziehen zu können. Wie immer dies aussehen könnte und sollte, wäre heute kaum in Form von Modellen vorweg zu entscheiden, sondern bliebe dem Innovationsprozeß selbst und den in ihm aktivierten Ideen der Menschen, die an ihm beteiligt und von ihm betroffen sind, überlassen.

Wenn derart nicht mehr Modernisierung als „Naturgesetz“ der Zivilisationsentwicklung voraussetzt, sondern selbst Gegenstand begrenzender, gestaltender und verändernder Modernisierungsprozesse gemacht würde, dann wäre es auch denkbar, daß ganz andere Arten von Arbeitsorganisa-

tionen entwickelt werden, die den kulturellen Ansprüchen der Individuen auf Selbstverwirklichung eher entsprechen, ohne mit den betrieblichen Prinzipien der Produktivitätssteigerung im Widerspruch zu stehen. Dieses wäre in vielen Bereichen weniger eine Frage der Technologie, als gezielt darauf ausgerichteter *sozialer Innovationen* (z. B. Enthierarchisierungen, kleinere Organisationseinheiten, neuartige Rotations- und Kooperationsformen in der Arbeit). Vielleicht werden die Menschen im Jahre 2010, an die die Beiträge dieses Bandes ja auch adressiert sind, dann auf die bürokratischen „Gehäuse der Hörigkeit“ (*Max Weber*), in der die Arbeit in Verwaltung und Industrie heute organisiert ist (und die von Wissenschaftlern aller Sparten mit einem unglaublichen Aufwand und Scharfsinn als „notwendig“, „funktional“ und „human“ verklärt werden), einmal mit ähnlich gemischten Gefühlen zurückschauen, mit denen wir Heutigen auf die Sklavengesellschaft der Griechen oder die kirchlichen Praktiken des Mittelalters zurückblicken. Möglich wäre dies schon; auch dies steht jedoch, wie alles heute im Herbst 1983, unter dem Vorbehalt: wenn es dann überhaupt noch Menschen gibt, die erstaunt sein und sich wundern können.